Nr. 45 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

11. Kapitel.

Im Saale löste ein Tanz den anderen ab. Peter versäumte keinen und tanzte ausschließlich mit der Maridai. Sie war von dem Rhytmus des Tanzes erfaßt und mitfortgerissen. Tanzen, tanzen mit ihm, das Schönste auf der Welt! Ihr Herz klopfte, ihre Augen leuchteten in Begeisterung. Sie schloß von Zeit zu Zeit die Augen und lag dann willenlos in seinen Armen, dem süßen Taumel erliegend.

Und er preßte den jungen, bebenden Leib fester an sich, von der Sinnenlust, die er entfachte, selbst entzündet. Er wollte abtreten, aber die grausamen Töne der Musik peitschten ihn empor, zogen ihn in den tollen Wirbel gemeinsamer Lust wieder hinein. Und der Takt wurde beschleunigter und leidenschaftlicher das Stampfen und Paschen, das die Tänzer mit Händen und Füßen da aufführten. Und die arme Nandl, die ja auch jung war, mußte das mit ansehen und — Bier tragen.

Ihr Herz zitterte wie ihre Beine. Sie war eifersüchtig und hatte doch kein Recht dazu — welche Marter! Von allen Tischen rief man sie an, verlangte Bier, Bier, Bier! Und das wird so fortgehen bis zum frühen Morgen.

Die zunehmende Ermüdung wandelte ihren Zorn in Wehmut über ihr hartes Los.

„Na—andl!" rief der Herr Bürgermeister, „laß uns do nit verdurschten." Sie sprang herzu. „Da bin i schon, Herr Bürgermeister, noch eins?" „Natürlich." Und der Herr Pfarrer auch eins?"

Sie langte nach dem leeren Glase. Er hielt die Hand schützend über den Deckel. „Nein, nein, was fallt Dir denn ein!"

Sie blinzelte ihn an mit ihrem verführerischsten Lächeln: „Aber Hochwürden, grad hab'n wir frisch ang'schlagen."

Er ließ die Hand fallen mit einem Seufzer: „Na, in Gotts Namen — aber nur ein Klein's. So gut wie heut is' wieder das ganze Jahr nit," wandte er sich an den Steuereinnehmer.

„Recht haben's, Hochwürden. Das ganze Jahr trinken wir's G'schlader, wenn's einmal süffig ist, muß man davon profitieren."

„Es kann auch a Groß' sein," rief der Pfarrer der Nandl nach. Er hatte sich umgesehen, der Kaplan war nicht wiedergekommen. Er fühlte sich frei, fast übermütig. Als die Nandl jetzt mit unvergleichlicher Gewandtheit ein halbes Dutzend Krügeln mit dem schäumenden Bier herbeibrachte, streckten sich ihr alle Hände entgegen. Als sie jedem das seine hingestellt, ließ sie die Arme mit einem Seufzer kraftlos herabsinken.

„Bist schon müd', gelt Nannerl," fragte gutmütig der Herr Pfarrer.

„Setz Dich zu uns, ruh Dich a wengerl aus," sagte einladend der Bürgermeister. „Druck Di nur eini, da, zwischen mich und dem Herrn

Schiller.

Pfarrer — wir wollen doch auch unseren Kirtag haben."

Der Pfarrer lächelte vergnügt. „Du kannst so schöne G'stanzeln, sing' amal eins für uns."

„Singen soll i, wenn i so unglücklich bin?!"

Ein allgemeines Gelächter antwortete ihr.

„Unglücklich bist — — gehst denn no nit — was fehlt Dir denn?"

„Ich tu mir halt so schrecklich leid."

„Leid tut sie sich — a so was!"

„Warum tust Dir denn leid?" fragte mitleidig der Pfarrer.

Sie machte ein Gesicht, als ob sie weinen wollte, brach dann aber plötzlich in Lachen aus, und halb sprechend, halb singend:

„Is denn nit schad um mi,
Daß i so allanig bi,
Daß i a Weiberl bi
Und hab kein Mann?"

Fröhliches Gelächter beantwortete dieses Bekenntnis.

„Du Arme — Du Hascherl. — Is Dir einer auskommen? — tröst' Dich — streck die Hand aus, an jedem Finger hast ein' anderen."

„Zum Beispiel mich," meckerte der Steuereinnehmer.

Der Pfarrer aber tätschelte mitleidig ihren Arm und lallte:

„Mach Dir nix draus, Na — Nanderl, schau mich an."

„Was hab i davon."

„I — Ich bin ja auch a — allani."

„Ja Sö — so ein frommer Herr — a Heiliger — aber wer weiß —" Sie schaute ihm spitzbübisch ins Gesicht. „Vielleicht haben Sö auch schon öfter das Liadl g'sungen."

„Ich — a Liadl?" rief der Pfarrer erschreckt, dann fing er in seiner feuchtfröhlichen Stimmung zu lachen an:

„Was wär denn das für eins, Nannerl?"

„Na halt dasselbige, mein i: Is denn nit schad um mi — und so weiter und so weiter — nur umdraht." Alle lachten. „Aah, die Nandl, der Racker!" Der Bürgermeister patschte in unbändiger Lustigkeit mit der flachen Hand seine Schenkel. — Hierauf ein plötzliches Verstummen. Der Kaplan stand vor ihnen. Zornbebend stieß er hervor: „Unerhört, schämen Sie sich, meine Herren — Hochwürden, der nichts verträgt, so zuzusetzen — — und Du freche — "

Aber die Nandl hatte schon das Weite gesucht.

„Wir gehen, Herr Pfarrer, es ist höchste Zeit."

Er hatte ihn am Arm genommen, der Pfarrer leistete keinen Widerstand. Er hatte nur die vage Empfindung, daß auf Freud' Leid folgen müsse. Zerknirscht ließ er sich abführen.

Im Saale hatte die Lustbarkeit ihren Höhepunkt erreicht. Die Temperatur des Raumes stieg höher, wie die Stimmung der darin Weilenden.

Ein scharfer säuerlicher Geruch war in der Luft, und es war heiß zum Ersticken.

Lauter kreischten die Trompeten und die Pauken schienen von Tobsucht befallen. Unermüdlich drehten sich Burschen und Dirndl umeinander, fester drückte sich Leib an Leib, tiefer

neigten sie sich einander zu, gierig, den warm entströmenden Odem, der ihnen aus allen Poren drang, in sich zu schlürfen.

Das Kontagrium der Wollust durchzitterte sie vom Wirbel bis zur Zehe, sie waren alle davon ergriffen, sie konnten einander nicht mehr loslassen. Es war ein gegenseitiges Einsaugen, mit dem brünstigen Verlangen nach völliger Vermischung; Bacchantenlust!

Als um Mitternacht die Musikanten ihre Plätze verließen, um eine Pause eintreten zu lassen, sah man die Mehrzahl der Pärchen sich aus dem Tanzsaal flüchten.

Auch Peter und Maridai gingen die Treppe hinab und traten aus dem Hause ins Freie.

Eine schwüle, sternumglänzte Mitternacht.

Aus der Ferne drang das Bellen eines Hundes, das die ringsum herrschende Stille, wie die große Entfernung des nächsten Gehöftes erst recht zum Bewußtsein brachte.

Ein sanft ansteigender Fußweg, einem murmelnden Bächlein entlang, führte nach dem in dunkler Massigkeit sich erhebenden Walde, dem sie entgegengingen.

Der sinkende Mond stand noch über den Bäumen, verschwand aber alsbald hinter einer im Westen aufsteigenden Wolke, die von Blitzen zeitweise erhellt wurde.

Kein Donner ließ sich vernehmen, auch das Bellen verstummte, aber aus den Gebüschen, bald rechts, bald links, ward ein Flüstern, ein leises Kichern vernehmbar — einmal ein kurzes Aufkreischen, dem kein weiterer Laut folgte.

Enger schmiegte sich das Mädchen an den Mann ihr zur Seite, sich ihm anheimgebend mit Leib und Seele. Er fühlte ihr Beben, auch seine Pulse klopften, die laue, von tausend Wohlgerüchen erfüllte Nacht wollte den Aufruhr seines Blutes nicht dämpfen, sie steigerte ihn.

Sie sprachen noch immer kein Wort — ihr blonder Kopf ruhte auf seiner Schulter, ihr Schritt verlangsamte sich. Als sein bärtiger Mund leise ihr weiches, wehendes Haar berührte, zuckte sie zusammen. Noch einige Schritte und sie machten Halt.

Beide wischten sich den Schweiß von der Stirn. Sie waren auf einer Anhöhe angelangt. Das Dorf breitete sich in ziemlicher Entfernung vor ihnen aus.

„Hier ist's kühler, da ist doch etwas Luft," sagte er.

„Ich bin müd'," flüsterte sie. Sie warf sich ins Gras, er setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand.

„Ist Dir etwas?" fragte er besorgt. Seine Stimme klang verändert.

Sie schüttelte den Kopf, den sie gegen die Brust gesenkt hielt. Er hob ihn sachte empor.

Der Mond war aus den Wolken getreten und er blickte in ein blasses Gesicht, dessen große Augen ihn anblickten, heiß und flehend zugleich. Einen Augenblick blieben sie Aug' in Auge, dann, wie in Ermattung, neigte sie den Kopf nach rückwärts. Ein Hauch, einem Seufzer gleich, drang an sein Ohr, zu keinem Wort verdichtet und doch so deutlich, und zwei Arme streckten sich ihm entgegen, um seinen Hals zu umfassen. Da sprang er auf. Die Lockung dieses Kindes hatte seine keusche Männlichkeit verletzt und ihm die Besinnung wiedergegeben.

„Steh auf," sagte er hart, fast rauh. „Geh nach Haus!" Er tat einige Schritte von ihr hinweg, um sich zu ernüchtern; als er sich nach ihr umdrehte, war sie verschwunden.

Das Buschwerk verbarg sie ihm, aber er hörte ihre flüchtenden Schritte, die den Weg längs des Baches, den nächsten zu ihrer Behausung, genommen hatten. Er machte eine Bewegung ihr nach und blieb wieder stehen. Mit rohem Griff fuhr er sich in die Haare, als wollte er sich selbst beim Schopf nehmen. „Was willst Du? — bist Du besoffen, ist sie's?! Warum bist Du mit ihr hierhergegangen? Schuft!" rief er sich zu.

Die Geschichte der tauben Kathel fiel ihm ein, die auch so unbedacht, nur von ihren Trieben geleitet, sich hingegeben hatte. Er verachtete den Mann, der davon Nutzen gezogen, aber was ihn bei diesem Elenden empörte, was fehlte, daß er nicht eine ähnliche Schuld auf sich geladen?

Niemals hätte er sich's verzeihen können. Drei Menschen wären dadurch unglücklich geworden für immer. — Auch die Maridai — ja auch sie. — Sie wußte nicht, was sie tat.

Ein Kind ist sie, ein dummes, einfältiges Kind. — Und wenn sie auch in geschlechtlichen Dingen hinreichend aufgeklärt war, wie alle Dirndl hierzulande, die wissen, zu dem reifen Mädel gehört der Bua, so hatte sie sich bisher selbst für ein Kind gehalten und war es auch. — Und wenn an ihr Fenster geklopft wurde, sie hatte nicht aufgetan, keinem noch — da jeder Impuls dazu fehlte.

Aber heute? — Die unklaren Instinkte der Pubertät waren vorhanden — die schwüle Atmosphäre — der Tanz — das sich Umschlingen — das sinnliche Verlangen wurde geweckt. — Er trug die Schuld — er allein!

Er wußte, was er zu tun hatte. Er mußte gehen, den Ort verlassen — nichts hielt ihn mehr zurück. — Und sie? Wieder stand sie vor ihm in ihrer unbewußten Lieblichkeit, in all der Liebessehnsucht ihres jungen Herzens. — Sie wird vergessen, tröstete er sich. Sie kennt jetzt die Grenzen, die der Jungfrau gezogen sind, die auch der Mann respektiert. — In jähem Schreck war sie davongeeilt. — Die Scham war erwacht. So stürmten ihm Gedanken und Bilder wild durcheinander. Er erging sich bald in heftigen Selbstvorwürfen, bald war er im aufflackernden Leichtsinn geneigt, die Episode nicht allzu schwer zu nehmen, als Kirtagsstimmung, die vorüber ist, sobald man ausgeschlafen hat. Er stieg bergauf, bergab am Rand des nächtlichen Waldes, stolperte über Wurzeln und Steine und fühlte sich in dem Maße, als die Ermüdung zunahm, im Herzen erleichtert.

Der Morgen dämmerte heran; er war zum Dorf herabgestiegen.

Hinter ihm lag der Wald, still und grau, vor ihm die weite Fläche des Sees, über den die Nebel sich hoben und senkten, Luftgestalten, die bald in dichte graue Schleier sich hüllten, bald durchsichtiger wurden und auseinanderflossen.

Da begannen die Trompeten, die eine Zeitlang geschwiegen, ihr höllisches Geschmetter von neuem. Er befand sich wieder dicht vor dem Wirtshaus beim „Roten Rössel".

Sein Mund war trocken, ihn dürstete, er trat näher. In der Laube vor dem Hause saßen bei dem schwachen Schimmer einer einzigen Kerze noch eine Anzahl Gäste beisammen.

Peter trat einen Augenblick in ihren Lichtkreis. Es war eine gemischte Gesellschaft. Er erkannte den Gärtner Tümpel und seinen ehemaligen Lehrherrn, den Fleischer. Damals der einzige im Ort, war er jetzt von drei Konkurrenten buchstäblich erdrückt, so daß er immer nach Luft schnappte. Zwischen ihnen saß gemütlich plaudernd der Herr Steuereinnehmer; der war nicht stolz, der suchte überall herum, und die Einfältigsten waren ihm die liebsten, weil sie die Schwatzhaftesten waren. So hatte er auch ein aufmunterndes Lächeln für zwei junge Kerle, die eben von der anderen Seite in die Laube getreten waren, und stehend nach einer kleinen Stärkung verlangten. Es waren Holzknechte, die schon in die Arbeit gingen.

Sie hatten mit Tagesanbruch auf ihren Plätzen zu sein.

Der eine, der Berger Jörgel, ein Riese mit einer roten Mähne, blondrötlichem Flaum auf den Wangen und schwarzen lebhaften Augen, war ein recht armer Teufel, der es noch nicht so weit gebracht hatte, ein Dirndl zum Kirtag zu führen. Der andere, der schwarze Hansel — er schrieb sich Schwartz, klein und zart, kaum älter, war bereits beweibt. Im Frühjahr hatte ein fallender Baumstamm ihm das Bein zeschmettert, er hinkte noch.

Sie waren beide ausgeschlafen und frisc wie der Morgen selbst. Die Nandl stand b ihnen, sie hatte frisches Bier gebracht, das letzt wie sie versicherte. Als sie die Laube verlie trat ihr Peter entgegen und bat um eine Trunk.

„Ja, wo warst denn so lang'?" fragte sie e staunt. Und als sie keine Antwort erhielt, sagt sie freundlich: „Na komm' nur lieber herein, d bist früher und besser bedient." Er ging mit il bis zum Haus und setzte sich auf die Bank, di knapp beim Eingang stand. „Du brauchst mi das Bier nur da herzustellen," versetzte er trocken „Ich wart' drauf."

Sie hatte eine Bewegung des Unwillens „Schon gut." Sie lief ins Haus, durch den e leuchteten Flur. „Da kannst warten," murmelt sie aufs tiefste gekränkt, fast weinend vor Zorn

Peter blieb sitzen, er lehnte den Kopf gege die Mauer. Er war müde und abgespannt.

Die in der Laube waren sehr gut aufgeleg Peter war bemerkt worden, und als er zugleic mit der Nandl verschwunden war, steckten di alten Spießer ihre Köpfe zusammen. Zuerst gab' ein undeutliches Getuschel und Gekrächze, dan prusteten alle auf einmal los, dem unwidersteh lichen Kitzel nachgebend.

„Den hat sich das Luader richtig gleich mit g'nommen," gröhlte der Fleischer.

„Wohl, wohl," stotterte der Gärtne Tümpel, der selten den Meinungen anderer sein Zustimmung versagte, weil er so bei seine Fähigkeiten am besten weg kam.

„Laßt's ihm dö Freud'," meinte gutmüti der Häusler-Thomas — „zu uns hätt' er sich d mit herein traut".

„Wohl — wohl," bestätigte gravitätisch de Gärtner.

„Meinst z'wegen dem da?" flüsterte de schwarze Hansel, mit heimlichem Blinzeln de Steuereinnehmer bezeichnend.

Der rote Jörg lachte fröhlich wie ein Kind über die spaßige Annahme, daß sich einer vo „dem da" fürchten könnte. „Und am wenigstel der Gasser," setzte er laut seinen Gedankengan fort. „Schaut der vielleicht aus wie ein Trau michnicht?"

„Das ist er auch nicht," nahm der Her Steuereinnehmer das Wort. „Der traut sic alles, nur zuviel — der hat sich nicht zu End g'setzt, weil Ihr ihm zu schlecht seid."

„Zu schlecht!" kam es wie ein Echo zurück merklich gedämpft.

„Aber i doch nit," rief auffahrend de Fleischer. „I war sein Master, er wird da ni jetzt der Vornehmern sein wollen, wär nit schlec — und i sag eng, er traut sich nöt her — weil e a Feigling is, der sich vor jeden Ochsen fürcht Wie er den ersten hätt' schlachten sollen, is e vor Angst davon g'rennt."

Ein unbändiges Gelächter folgte de Worten.

„Stimmt schon, stimmt," rief man vo allen Seiten ihm zu. Alle erinnerten sich diese Begebenheit, wie der Gendarm den Peter ein g'fangen hatte und durch den Ort geführt zum Gasser-Häusel.

„Ich seh's wie heut," sagte Thomas, de Häusler, „alle Buben san ihm nachg'rennt."

„Ich war dabei!" rief triumphierend de schwarze Hansel.

„I wa a dabei," lachte Jörg, der Rote. „I war a klaner Bua damals, aber i hab g'schrien vor Freud', wie er dem Mathias auskommen is — und wie der mit der Peitschen hinter ihm her saust, plums, war er im Wasser, wo's am tiefsten is, ohne daß er an Muckser g'macht hätt'."

„Ah, das war a Hetz, a riesige Hetz!" rief der schwarze Hansel, während er mit den flachen Händen beide Schenkel vor Vergnügen bearbeitete. „Und wie der Kerl g'schwommen is, drum is er auch gleich Matros 'word'n."

Der Steuereinnehmer zupfte an seinem schütteren Bärtchen.

„Das sind Bubengeschichten," sagte er verächtlich, „aber seitdem — die Herren wissen wohl schon, hat ihn die Polizei schon öfter beim Kragen gehabt."

Und was der Edle vorhin am Honoratiorentisch vernommen, erzählte er nun hier mit starken Vergröberungen, um es für die „Ungebildeten" faßlicher und eindrucksvoller zu machen. Aber die Räubergeschichte, wie der Gasser die angesehensten Bürger von St. Bonifaz um einen Käufer betrogen, und als Verkäufer den Baron mit dem Grundstück betrogen habe, Tatsachen, welche bei den Besitzenden Empörung und Abscheu hervorgerufen, machten auf diese Habnichtse nicht den geringsten Eindruck. Sie freuten sich, daß die Protzen im Dorf auch einmal das Nachsehen hatten, und als der Steuereinnehmer die Jüngeren vor dem Aufwiegler warnte, der ein Sozi und wie alle seine Genossen ein Räuber sei und ein Dieb, vor dem sich anständige Leut' in acht nehmen müßten, da rissen diese wohl die Augen auf, aber sie lachten dazu. Es erboste ihn.

„Da gibts nichts zu lachen," fuhr er gegen die Holzhauer auf, die sich am lautesten hervorgewagt. „Von der Kanzel aus wird die Verwarnung an Euch ergehen, öffentlich, vor der ganzen Gemeinde muß er an den Pranger gestellt werden."

„Er wird's nit g'wahr werden, derselbige," bemerkte der schwarze Hansel mit einem verschmitzten Lächeln.

„Wieso?"

„I moan halt, ein Solcher, wie der is, der geht überhaupt nit in d' Kirchen, und wenn er auch zehnmal von der Kanzel 'runterg'schmissen wird, es tut ihm nit weh."

„Das werden wir sehen."

Und der Rotbart fügte mit der unschuldigsten Miene von der Welt hinzu: „Der predigt selber in die Versammlungen und hat starken Zulauf. Sakra, da möcht i wohl selber amal dabei sein, das möcht mi mehr interessieren als —"

„Halt's Maul!" flüsterte sein Kamerad ihm zu, während er ihm unter dem Tisch mit seinen Stiefeln einen Fußtritt gab.

Der Steuereinnehmer aber höhnte: „Mein Lieber, den Gusto müßt' Dir schon vergehen lassen, die Versammlungen in Katzenbach sind polizeilich verboten worden."

„Aus Neid, epper, weil's so stark besucht waren? oder z'wegen was?" fragte der Rote mit derselben lächelnden Unbefangenheit, die zu dem kühnen Gesicht und der kraftvollen Gestalt einigermaßen in Widerspruch stand, so daß man nicht recht wußte, entsprachen seine Bemerkungen der übergroßen Einfalt dieses Waldmenschen oder steckte berechnete Bosheit dahinter.

Der Steuereinnehmer war von dem ersteren überzeugt, blitzdumm erschien ihm der Kerl.

„Es geschieht, um Euch vor gefährlichen Irrlehren zu bewahren, um Eure Seele vor Verführung zu schützen!"

„So. Können's die Seelsorger nit mehr allan d'ermachen? Brauchen's den Polizeimann dazu? Das is traurig, aber i denk —"

„Du denkst?" höhnte der Beamte, „laß das lieber bleiben, mein lieber Jörgl, dafür sind andere da!"

„Wohl, wohl," bestätigte der Gärtner.

„Richtig," lächelte der Rote, „ös seid's dafür da." Und da san wir ausgezeichnet bedient, aber wenn der Mensch selber a Hirn im Schädel hat —"

„Du glaubst, Du hast eins?" spaßte der Steuereinnehmer, der sich im Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit zum Scherzen herabließ.

Der Rote lachte: „I bin nit sicher — aber i möcht mi amal auf die Prob' stellen."

„Du wärst dumm genug, um Dir von so einem Schwadronneur imponieren zu lassen. Das ist ja das Impertinente von dem Gesindel, daß sie sich an die Niedrigsten wenden, an die Dümmsten, die gar nichts wissen, die nichts gelernt haben. Denen können sie ihren Unsinn mühelos hinaufdisputieren, die glauben ihnen alles."

Der Rote zuckte nicht mit den Wimpern.

Er behielt sein zutrauliches Lächeln und er nickte in aufrichtiger Zustimmung:

„Recht haben 's, Herr Steuereinnehmer, ganz recht, wir san Trotteln alle miteinander, die größten Hornochsen san wir, weil wir Ihnen immer wieder auf'n Leim gangen san, aber — jetzt halt er nit mehr!" Er lachte, und aus den Augen des zwanzigjährigen Riesen, die so kindlich blickten, zuckte ein Blitz . . . ein fernes Wetterleuchten, wo man den Donner nicht hört.

Dem Steuereinnehmer gab's einen Riß.

„Sei stad!" flüsterten ringsrum ängstliche Mahner.

„Laßt's ihn reden, laßt's ihn nur ausreden," befahl der Beamte, „man möcht' doch einmal erfahren, wie man mit so einem Blödian d'ran ist."

„Des werd's es no zeitlich g'nug erfahren," grinste der Rote.

„Jetzt haben wir ka Zeit mehr zum Explizieren, wir müssen in die Arbeit," versicherte der schwarze Hansel, indem er den Kameraden fortzuziehen versuchte.

Peter, der die ganze Zeit unbemerkt auf der Bank vor dem Hause gesessen hatte, machte eine Bewegung. Er hatte nicht hingehorcht, der Disturs in der Laube war in seiner Verworrenheit auch kaum verständlich gewesen, erst die hohe Stimme des Steuereinnehmers, die, wie die eines Kastraten, auffallend mit dem jungen Baß Jörgs kontrastierte, brachte ihm den rasch geführten Dialog dieser Beiden in Deutlichkeit zu Gehör. In dem Holzknecht regte sich bereits proletarisches Klassenbewußtsein, diese Wahrnehmung rüttelte ihn auf, erfrischte ihn wunderbar. Er hätte laut auflachen mögen über die Verschlagenheit dieses Jungen, der den Einfältigen spielte, um die Borniertheit zu frozzeln. Es war ihm prächtig gelungen. Stand der Herr Steuereinnehmer nicht verblüfft vor dem Halbwilden, wie vor einem Rätsel?

Peter erhob sich, er hatte seinen Frohmut wiedergefunden.

Als in diesem Augenblick die Nandl mit der ersehnten Erfrischung erschien, griff er nach dem schäumenden Bier, und er hielt das Glas hoch, wie man bei einem Toast tut, ehe er es an die Lippen brachte. Er trank auf die proletarische Jugend.

Eine Gestalt, die hinter der Nandl her kam, stieß von rückwärts so heftig in ihn hinein, daß ihm das Glas gegen die Zähne schlug und ein Teil seines Inhaltes verschüttet wurde.

„Oha!" sagte der Schuldige, mit absichtlicher Gleichgültigkeit.

Peter sah sich nach ihn um. Es war der kleine Gottlieb, der ihn mit einem von Trunk und Zorn entstellten Gesicht frech anstarrte.

„Wenn man in einen hineinrennt, dann entschuldigt man sich," sagte Peter ruhig.

„Entschuldigen a no — bei Dir?? — was Du Dir nit einbild'st."

„Unter anständigen Leuten ist das halt so der Brauch, verstehst."

„Willst vielleicht damit sagen, daß i kein anständiger Leut bin?" Der Bursche pflanzte sich breit vor ihm auf, mit haßerfüllten Augen, die Fäuste geballt. Peter machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte gelassen, während er sein Glas leerte: „Ich möcht' Dir in keiner Weise zu nahe treten."

Dieses offenbare Zurückweichen des Beleidigten erhöhte den Mut des Angreifers um ein Bedeutendes.

„Möch'st mir gern auskommen?" schrie Gottlieb, sich selbst zu immer größerer Wut aufstachelnd, „aber das gibt's nit. — Was hast mit dem Madel g'macht? — Bist mit ihr abzog'n, gel? und die ganze Nacht mit ihr umag'rennt — i hab's schon g'hört, aber wo — wo is' denn blieben? Das möcht i wissen."

„Schlaf erst Dein Rausch aus, dann reden wir weiter miteinander."

„Du willst mir's also nit sagen?"

„Nein."

„Schuft!"

Die in der Laube Befindlichen waren herbeigeeilt und umstanden im Kreise die beiden, ohne sich einzumischen. Da halten sie ja die Rauferei, auf die sie gewartet hatten, denn ein Kirtag, ohne daß g'rauft wird, war, nach ihrer Meinung, etwas so Unvollkommenes, wie: „a Schweinernes ohne Schwarteln."

Der Gottlieb aber, der nicht so sehr auf einen Zweikampf erpicht war, rechnete auf Sukkurs und wollte sich dessen versichern.

„Das is der Hundsfott, der unschuldige Madeln verführt," rief er ihnen zu. — „Kommt's, Manner, prügeln wir 'n durch!" Er begann sich die Aermeln aufzustreichen.

„Der erste, der mich anrührt, der fliegt!" rief Peter.

„Oho! Oho!" erscholl es in feindseligem Protest.

„Oho!" rief auch Gottlieb triumphierend. Jetzt war er seiner Bonifazier sicher, und wie ein Bock, den Kopf voran, stürzte er sich auf den ihn Erwartenden.

Aber noch ehe er seinen harten Schädel ihm in den Magen gebohrt, hatte Peter mit einem blitzartigen Griff ihn seitwärts gefaßt und an seinem Leibgurt in die Höhe gehoben, so hoch, daß er nirgend mehr einen Halt fand und seine kurzen Beine in der Luft zappelten, und noch im Schwung schleuderte ihn Peter so geschickt den Umstehenden zu, daß der Zappler wieder auf seine Füße zu stehen kam. Das Bravourstück war so rasch, mit Sicherheit und Eleganz durchgeführt worden, daß er den Erfolg und die Lacher auf seiner Seite hatte. Auch der Sieger lachte.

Da kreischte eine Weiberstimme laut auf, die Nandl, die eigentliche Urheberin dieses Racheaktes, hatte Gottlieb nicht aus den Augen gelassen. Jetzt stürzte sie sich auf ihn, suchte seine Hand zu fassen und festzuhalten.

„Auslassen, auslassen!" schrie sie ihm zu.

Der Rasende stieß sie hinweg. Als ihn aber der Rote am Handgelenk packte, entfiel ihm das Messer.

Der Ueberwundene schäumte; er stieß und biß um sich, um sich schließlich in einem Nachlassen aller Kräfte willenlos in die Schankstube zurückführen zu lassen. Jörg näherte sich Peter.

„Wenn's zu was kommt, ich werd' für Dich zeugen."

Peter drückte ihm die Hand, die beiden lachten sich zu, dann sprang Jörg dem voraneilenden Kameraden nach, den er rasch eingeholt hatte.

Der Steuereinnehmer hatte sich bereits unauffällig entfernt. Es war seine erprobte Taktik, sich von allen Katastrophen fernzuhalten.

Da schmetterten wieder die Trompeten und die Pauken wurden geschlagen.

Es war der Aufbruch, die letzten Kräfte waren aufgeboten zu einem fidelen Kehraus. Blasend stiegen die Musikanten die Treppe herab. Hinterdrein wankte der Bürgermeister, der von nicht minder wankenden Gestalten geführt wurde. Den Schluß bildete eine johlende, kreischende, trunkene Schar, Männer und Weiber. Die hölzerne Treppe stöhnte unter dem Gepolter, die Wände zitterten von ihrem Gejauchze und Gebrülle.

Der tolle Zug betrat die stille, im Morgengrauen liegende Straße, wo er sich auflöste.

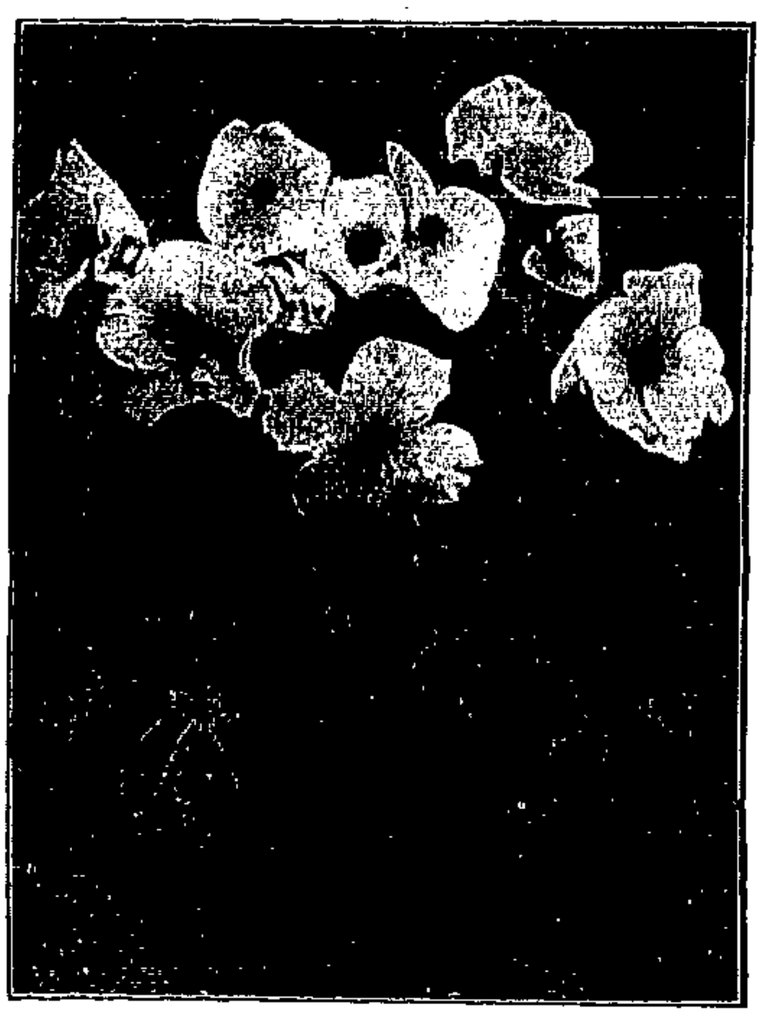
Die Musikanten aber gaben dem Herrn Bürgermeister bis zu seinem Haus das Geleite.

(Fortsetzung folgt.)

Blumenneuheiten und neue Pflanzenarten.

Von Hermann Krafft.

Wenn der Blumenliebhaber, der seine Pfleglinge aus Samen selbst heranzieht, den Katalog seines Samenlieferanten in die Hand bekommt, dann gilt sein erster Blick den Neuheiten; besucht er eine Gärtnerei, so erkundigt er sich gern nach dem, was als Neuheit im nächsten Jahre in den Handel kommen soll, um so das Neue vorher kennen zu lernen. Diese Vorliebe für die Neuheiten ist allen Blumenliebhabern eigentümlich und der Gärtner trägt diesem Triebe in weitgehendster Weise Rechnung. Alljährlich bringt er je mehr je lieber Neuheiten zum Angebot; manche Geschäfte pflegen lediglich diesen Neuheitenhandel. Einmal ist die Nachfrage nach Neuheiten stets recht rege und dann werden für diese auch immer erhöhte Preise gezahlt; was Wunder also, wenn manche Züchter sich stets auf der Jagd nach Neuheiten befinden. Leider hat diese Erscheinung auch eine Kehrseite: Es werden nicht wenige Neuheiten zum Kauf angepriesen, die gar keine eigentlichen Neuheiten sind, oder die den dafür



Abbild. 1. Einfach blühende Knollenbegonie.

geforderten Preisen nicht entsprechen. Mit ähnlicher Unreellität hat man ja überall im Handel zu rechnen.

Wenn beim Besuche einer Gärtnerei die Neuheitenzuchtanlagen gezeigt werden oder wer sonst gelegentlich von der Kunst des Gärtners in der Gewinnung von Blumenneuheiten hört, dem überkommt meistens eine heilige Scheu vor der Kenntnis und dem Können des Züchters. In Wirklichkeit geht es bei der Neuheitenzucht recht nüchtern zu und jeder, der Blumen heranzieht, kann selbst auf diesem Gebiete sein Glück versuchen — denn meistens kommt die Neuheitenzucht einem Lotteriespiele gleich, wo es neben recht vielen Nieten vereinzelte Gewinne gibt.

Wie kommen die Blumenneuheiten zustande? Die allermeisten entstehen aus Samen. Der Same ist das Endergebnis einer meist einjährigen Lebenstätigkeit der Pflanze; er entsteht aus der Vereinigung zweier verschiedener Geschlechtszellen. Diese Zellen bildet die Pflanze in besonderen Organen der Blüte heran, die weiblichen in dem Stempel, die männlichen in dem Staubgefäß. Wie mannigfaltig sich die Wege gestalten, auf denen die beiden Geschlechter im Pflanzenreich sich zusammenfinden, das ist in dem Artikel „Liebesleben in der Pflanzenwelt" in Nr. 18 bis 20 der „Neuen Welt", Jahrgang 1906, ausführlich dargetan worden. Wir wollen uns aus dieser Abhandlung nur das eine in die Erinnerung zurückrufen, daß recht viele Pflanzen sorglichst bemüht sind, eine Vereinigung der Geschlechter ein und derselben Blume zu ver-

Abbild. 3. Drehfruchtblume und Bastardblumen aus einer Kreuzung von Drehfrucht mit Gloxinie.

hindern, und daß andere gar nur dann Samen ansetzen, wenn die Geschlechter verschiedener Pflanzen zusammenkommen. Solche Kenntnis muß nämlich bei der Neuheitenzucht Berücksichtigung finden, wenn der Erfolg nicht von vornherein in Frage gestellt werden soll, und weiter will in Betracht gezogen sein, daß manche Blumen sich selbst befruchten.

Je nach der Art der Blumen muß die Bestäubung, so nennt man praktischerweise die Ueberführung der männlichen Geschlechtszellen auf die weiblichen Organe, bald so bald so ausgeführt werden. Am einfachsten geht die Sache da, wo die Blumen nur dann Samen erzeugen können, wenn die Geschlechter aus den Blumen verschiedener Pflanzen zusammengeführt werden. In diesem Falle wird der Blütenstaub der Staubgefäße einer Blume auf die Narbe (das ist der oberste Teil) des Stempels der Blumen einer anderen Pflanze übertragen. Mit einem weichen Haarpinsel wird der Blütenstaub abgenommen und dann wird die Narbe damit betupft. Wesentlich ist, daß beide Geschlechter ihr Reifestadium erreicht, aber noch nicht überschritten haben. Wann dieser Zustand vorhanden ist, das muß man durch Beobachtung erfahren. In den Züchtereien wird ein kleines Bändchen um den Blütenstiel der bestäubten Blume gebunden, zum Zeichen, daß bei dieser die Arbeit getan ist. Das Bändchen trägt ein bestimmtes Zeichen, eine Nummer oder dergleichen, und in einem Journal ist neben diesem Zeichen nach-

Abbild. 4. Gloxinie.

zulesen, wann und von welcher Pflanze die gekennzeichnete Blume bestäubt wurde; auch sonstige dem Züchter wünschenswert erscheinende Notizen werden in dieses Journal eingetragen. Bei manchen Pflanzen ist die Empfängnisfähigkeit der Narbe nur von recht kurzer Dauer; da heißt es mithin aufpassen, daß der rechte Zeitpunkt nicht versäumt wird. Der Blütenstaub erhält seine Reife meist längere Zeit hindurch. Man kann diesen deshalb gegebenenfalls sammeln, was oft von Wert ist; kleine Reagenzgläser dienen dabei am besten als Aufbewahrungsgefäße.

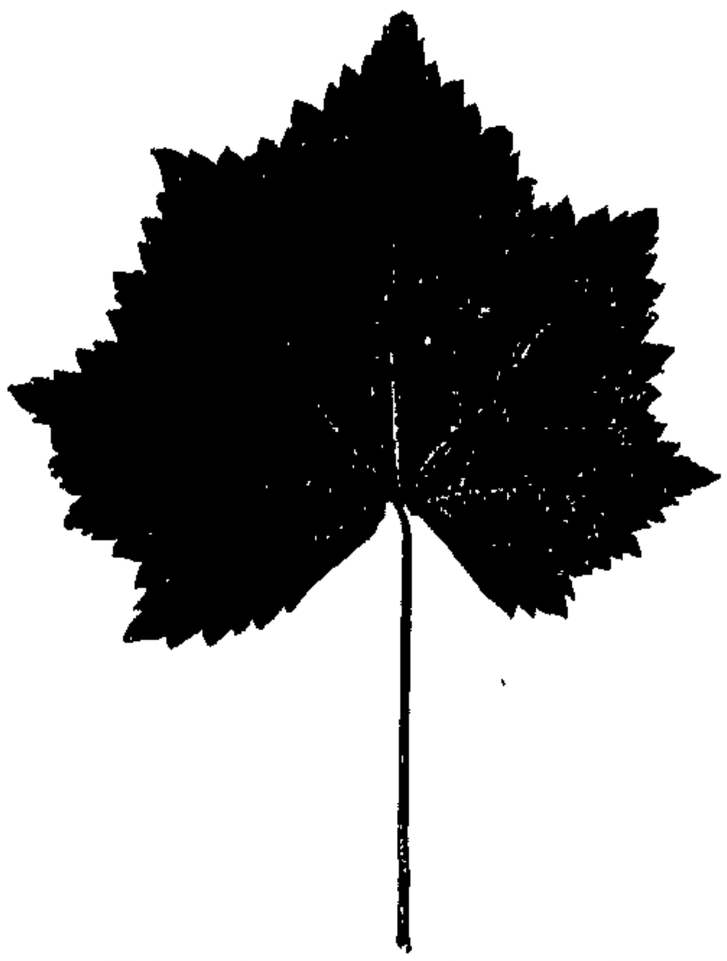
Bei Blumen, die sich selbst befruchten, muß notwendigerweise die Selbstbefruchtung verhindert werden. Solches wird dadurch erreicht, daß die Staubgefäße entfernt werden, bevor sie ihre Reife erlangen. Diese Prozedur ist dort leicht, wo die männlichen Organe ziemlich frei stehen; sie wird um so schwieriger, je mehr die Staubgefäße in der Blüte verborgen sitzen. Bei manchen Blumen wird man das weibliche Organ vor ungewollter Fremdbestäubung, die durch Wind oder durch Insekten herbeigeführt werden kann, schützen müssen, wobei ein Stückchen Musselin oder dergleichen die ganze Blume

Abbild. 2. Gefüllt blühende Knollenbegonie.

einhüllt. Solcher Schutz ist oft vor wie nach der künstlichen Bestäubung erforderlich.

Wie ersichtlich, ist bei der künstlichen Bestäubung gar vielerlei zu beachten und bei dem Lotteriespiel der Neuheitenzucht wird jener die besten Chancen haben, der am eingehendsten das Leben jener Pflanzen, mit denen er operiert, beobachtet hat. Allein selbst wenn diese Bedingung erfüllt, kommt dem Glück stets die bedeutsamste Rolle zu. Die Macht und die Kunst des Züchters beschränkt sich auf Aeußerlichkeiten, sie erschöpft sich in dem Bestreben, die beiden Geschlechter zu vereinigen; über den weiteren Lebensprozeß bleibt er einflußlos. Nun mag eine einzelne künstlich befruchtete Pflanze Dutzende von Neuheiten hervorbringen, das heißt die aus den geernteten Samen hervorgehenden Nachkömmlinge mögen alle oder zum Teil in ihren Eigenschaften von der Mutterpflanze abweichen, dem Züchter ist aber nur dann gedient, wenn so eine Neuheit eine Verbesserung der Mutterform darstellt, denn nur dies ist der seltene Gewinn. In den Neuheitenzüchtereien werden alljährlich ungezählte Hunderte von Neuheiten beiseite geworfen, weil sie sich in ihren Eigenschaften schlechter als die Mutterpflanzen erweisen — das sind die zahlreichen Nieten. Da nicht alle Pflanzen im

ersten Jahre nach der Aussaat blühen, so müssen manche dieser Neuzüchtungen jahrelang gepflegt werden, um erst dann der Vernichtung anheimzufallen, wenn sich zeigt, daß die Hoffnungen des Züchters nicht in Erfüllung gingen.



Abbild. 8. Grünes Blatt von Kitaibelia vitifolia.

Eine künstliche Bestäubung zeigen uns die Bilder 1 und 2. Bild 1 zeigt eine einfach-, Bild 2 eine gefülltblühende riesenblumige Knollenbegonie. Aus der „Ehe" dieser beiden Pflanzen, wobei die einfachblühende die Mutter, die gefülltblühende den Vater abgab, ging eine Pflanze hervor, deren Blume einen bis dahin unbekannten Charakter unter den Begonienblumen zeigt: eine halbe Füllung mit sehr großen inneren Blütenblättern. Der Unterschied zwischen Bastard und den Eltern ist aus den Bildern recht gut ersichtlich.

Im dritten Bilde sehen wir in der Mitte oben die typische Blumenform der Drehfrucht, Streptocarpus, und im gleichen Größenverhältnis drei Bastardblumen, die entstanden sind aus einer Befruchtung von Drehfruchtblumen mit Blütenstaub der bekannten Gloxinie, und zwar von einer weißblühenden Sorte. Bild 4 zeigt den Typus einer Gloxinie. Die starre, steife Form mit den tiefeingeschnittenen Blumenblättern der typischen Drehfruchtblume ist bei den Mischlingen verschwunden.

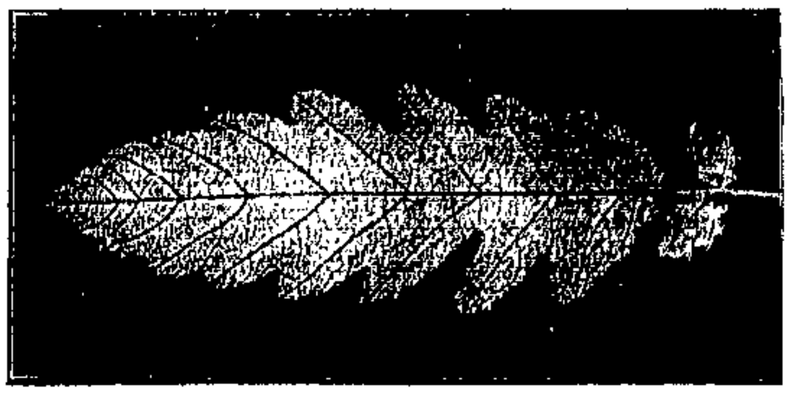
Abbild. 5. Blattform der Vogelbeere.

Die Blumen sind fast zweimal so groß geworden, die Ränder der Blumenblätter sind gewellt, die drei Saftmale sind entweder ganz verschwunden, oder solche umkränzen den ganzen inneren Blumenkelch, aus der fünflappigen Blumenkrone ist eine sechs- bis zehnlappige entstanden, die Pflanzen haben die Widerstandsfähigkeit der alten Drehfruchtform behalten und die größeren Blütenformen der Gloxinie angenommen.

Hat der Züchter durch seine künstliche Bestäubung Pflanzen mit abweichenden Eigenschaften gewonnen oder sind ohne Einwirken des Züchters solche entstanden, so setzt die Veredelungsauslese ein. Die Neuheiten werden auf besondere Beete gepflanzt und sorglich beobachtet; alles was die betreffende neue Eigenschaft in minderwertiger Form zeigt, wird ausgerottet. Nur das Allerbeste wird zur Weiterzucht benutzt, wobei häufig abermals künstliche Bestäubung notwendig ist. So geht es jahrelang, und nicht selten bleibt dieses Bemühen doch ergebnislos: die aufgetretene Eigenschaft erreicht nicht jenen Grad der Fertigkeit, der notwendig erscheint, um die Neuheit dem Handel zuführen zu können, sie zeigt sich nicht konstant.

Diese Veredelungsauslese findet übrigens seit alten Zeiten im Gemüsebau und in der Landwirtschaft Anwendung, indem da nur diejenigen Pflanzen zur Weiterzucht benutzt werden, die die besten Erträge liefern. So sind im Laufe der Zeit lediglich durch diese Veredelungsauslese hier und da auch Neuheiten entstanden.

Das zufällige Auftreten von Neuheiten, woran der Züchter vollständig unbeteiligt war,



Abbild. 7. Blattform eines Bastards zwischen Vogelbeere und Mehlbeere.

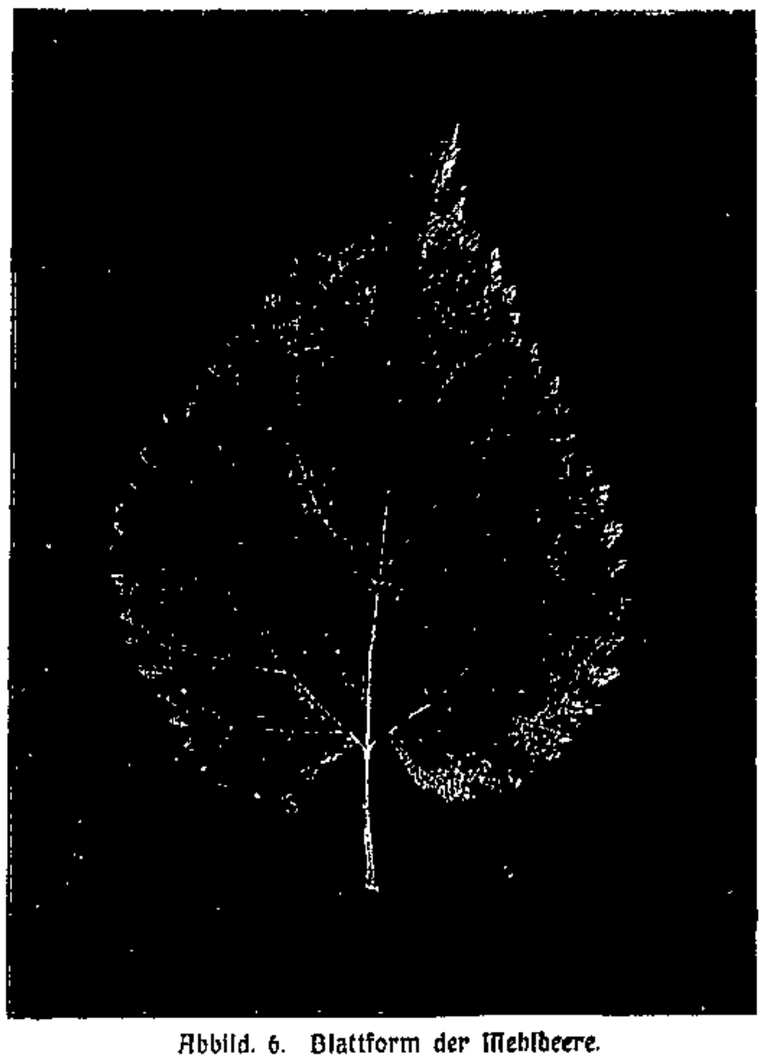
kann verschiedenerlei Art sein. Einmal kann durch die Natur das herbeigeführt sein, was der Züchter mit seiner künstlichen Bestäubung bezweckt; es ist aus einem Samenkorn eine Pflanze mit abweichenden Eigenschaften entstanden. Ein schönes Beispiel haben wir hierfür in einem Bastard zwischen Vogelbeere und Mehlbeere. Bild 5 und 6 veranschaulichen die Blattformen dieser beiden Pflanzen. Aus ihrer Kreuzung, wobei es gleichgültig ist, welche Art Mutterstelle oder Vaterstelle vertritt, entsteht ein Bastard, dessen Blattform Bild 7 zeigt. Diese Blattform läßt deutlich eine Mischung der Charaktere der Elternformen erkennen.

Ein andermal kann an einer Mutterpflanze ein Zweig auftreten, der sich durch die Form seiner Blätter oder durch deren Farbe von der Mutterpflanze unterscheidet; viele der in den Gärten gepflegten buntblättrigen Gehölze sind so entstanden. Noch eine Möglichkeit: es bildet sich ein Zweig, der anders geartete Blumen hervorbringt; manche unserer heutigen Rosenschönheiten ist so zur Welt gekommen. Solche Neuheiten müssen zumeist auf ungeschlechtlichem Wege, durch Stecklinge oder Veredelung fortgepflanzt werden; manche erweisen sich jedoch auch samenbeständig, das heißt die aus ihren Samen herangezogene Nachkommenschaft hat die neue Eigenschaft ererbt.

Dem Züchter steht dann noch ein eigenartiger Weg offen, Neuheiten hervorzubringen. Er sucht die Säfte zweier verschiedener Pflanzen zu vereinigen und erwartet als Produkt seiner Bemühungen eine Pflanze, die Eigenschaften der beiden ersten Pflanzen in einer Mischung widerspiegelt. Der Erfolg solcher Bestrebungen ist noch weit fraglicher als jener bei der künst-

Abbild. 9 Buntes Blatt von Abutilon Thompsoni.

lichen Befruchtung. Man hat da alles mögliche versucht. So wurde in der Erde wurzelnden Pflanzen der Saft anderer Pflanzen eingespritzt oder die Erde wurde mit solchem Saft begossen; Zweigspitzen einer Pflanze wurden eine Zeitlang in den ausgepreßten Saft anderer Pflanzen eingestellt und dann als Stecklinge zur Bewurzelung gebracht, oder wieder mit dem Stammteil, von dem sie abgeschnitten waren, durch Veredelung vereinigt, oder sie wurden dann auf andere Pflanzen veredelt. Diese und ähnliche Versuche wurden in mannigfacher Abwechselung durchgeführt. Die besten Erfolge auf diesem Gebiete haben sich seither da gezeigt, wo man sich begnügte, durch irgendein Veredelungsverfahren, meistens durch Pfropfen, zwei verschiedenartige, aber nahe verwandte Pflanzen zu vereinigen. Der gewünschte Erfolg kann in dreifacher Weise verschieden sein: Entweder beeinflußt die Unterlage das Edelreis, wobei letzteres zu einer Neuheit sich ausbildet; oder umgekehrt, das Edelreis beeinflußt die



Abbild. 6. Blattform der Mehlbeere.

Unterlage, dann bilden sich an dieser abweichende Zweige; endlich ist an der Verbindungsstelle von Unterlage und Edelreis die Bildung von Trieben in neuer Gestaltung möglich. Für alle drei Möglichkeiten haben die Pflanzenzüchter Beweise erbracht.

Einige recht gute Erfolge bei solchem Bemühen hat Lindemuth vom Berliner Botanischen Garten gezeitigt. Dieser Züchter pfropfte buntblättrige Pflanzen als Edelreis auf grünblättrige Pflanzen als Unterlage und erzielte dadurch, daß an der Unterlage Zweige mit bunten Blättern entstanden. Diese Zweige sind von Jahr zu Jahr auf ungeschlechtlichem Wege vermehrt worden. Einige dieser Art zuwege gekommener Neuheiten sind in den Gärtnereien käuflich zu haben. So ein Malvengewächs mit bunten Blättern, das hervorgegangen ist aus einer grünen Pflanze der gleichen Art, dem eine buntblättrige Pflanze eines anderen Malvengewächses aufgepfropft worden war. Bild 8 zeigt ein grünes Blatt der Unterlage, Bild 9 ein buntes Blatt des aufgepfropften Reises. An der Unterlage mit grünen Blättern sind Triebe entstanden, die Blätter mit bunter Zeichnung tragen. Dieser Pfropfbastard hat den Namen Kitaibelia Lindemuthi erhalten. Die grüne Unterlage heißt Kitaibelia vitifolia, das bunte Pfropfreis Abutilon Thompsoni. Die meisten Neuheiten dieser Art haben jedoch lediglich botanisches Interesse. (Schluß folgt.)

Schiller und die Arbeiter.

Von Heinrich Schulz.

Als im Jahre 1859 der hundertste Geburtstag Schillers gefeiert wurde, traf dieses literarische Ereignis mit politischen Zeitumständen zusammen, denen die Schillererinnerung sehr gelegen kam. Eine Welle nationaler Erregung flutete durch Deutschland. Der wirtschaftliche Aufschwung der fünfziger Jahre rüttelte ungeduldig an den engen Schranken der Kleinstaaterei; die bürgerliche Klasse, die sich über den Zusammenbruch ihrer politischen Ideale nach der Märzrevolution durch die wirtschaftlichen Realitäten des Profitmachens zu trösten versuchte, fand gerade in der nationalen Zerrissenheit Deutschlands ein ernstes Hemmnis der flotten Profitjägerei. Da war Schiller gerade der rechte Mann, um den nationalen politischen Bedürfnissen der Bourgeoisie ein ideales Mäntelchen umzuhängen; er hatte ja so oft die Vaterlandsliebe und den Anschluß an ein Ganzes gepredigt.

Dabei war Schiller in Wirklichkeit nie ein Patriot im bürgerlichen Sinne gewesen. Davor hatten ihn sein weltbürgerlicher Sinn, sein Humanitätsideal, seine klassische Bildung bewahrt. Wenn er die Freiheit des Vaterlandes feierte und den Kampf um das Vaterland pries, so geschah es immer mehr um der Freiheit als um des Vaterlandes willen. Das Vaterland war ihm immer nur das Gefäß der Freiheit, das errungen werden mußte, wenn anders die Freiheit eine Stätte finden sollte. Gerade so wie auch Fichte, der große Zeitgenosse Schillers, bei aller glühenden Vaterlandsliebe lieber auf das Vaterland verzichten wollte, wenn es ihm nicht die Freiheit brächte.

Da die nationalen Wünsche der bürgerlichen Klasse Deutschlands inzwischen in vollem Maße in Erfüllung gegangen sind, so hat Schiller heute nicht mehr die allgemeine und politische Bedeutung für sie wie einst. Wohl bewahrt sie ihm einen gewissen Respekt, aber sie bekundet ihn nicht durch Pflege Schillerschen Geistes und durch Handeln im Sinne der Schillerschen Ideale, sondern sie begnügt sich damit, anstandshalber Schillers Werke in buntem Einband in den Bücherschrank zu stellen und von Zeit zu Zeit ihre Söhne und Töchter zu einem Schillerschen Schauspiel ins Theater zu schicken. Im übrigen ist ihr Schiller herzlich gleichgültig und langweilig.

Wie soviele andere Pflichten und Ideale, die die Bourgeoisie in schmählicher Weise vernachlässigt, von dem klassenbewußten Proletariat übernommen worden sind, ist auch die richtige Erinnerung an Schiller heutzutage zur Aufgabe der Arbeiterklasse geworden. Für sie lebt der beste Teil von Schillers Wesen und Wirken auch heute noch. Gleich Schiller ist für sie nicht ein enger Nationalitätsbegriff der Rahmen ihrer Ziele und Ideale, sondern die Freiheit im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes bildet den Ausgangspunkt der proletarischen Ideologie. Und sie ist nicht wie die bürgerliche Ideologie des Nationalismus ein fauliger Morast, sondern ein frischer, voll und klar sprudelnder Quell steter geistiger Erfrischung.

Die Freiheit aber ist Schillers Leitstern von der frühesten Jugend an bis zu seinem frühen Tode gewesen.

Schon in dem Knaben Schiller ist die Freiheitssehnsucht und der Rebellentrotz lebendig. Am 23. September 1774 unterzeichneten Schillers Eltern den für jene Zeit charakteristischen Revers, wonach Schiller als unentgeltlich in die Militärakademie aufgenommener Zögling sich verpflichtete, „sich gänzlich dem Dienste des herzoglich württembergischen Hauses zu widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis nicht daraus zu treten".

Dieses Dokument gibt einen Begriff von der Unfreiheit und Kläglichkeit der deutschen Zustände in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Deutschland war an ungefähr 300 Despoten und Despötchen ausgeliefert, von denen drei Viertel, wie damals ein Graf von Mantenffel an den Philosophen Wolf schrieb, „kaum gesunden Menschenverstand haben," und die deshalb mit der ihnen ausgehändigten Machtvollkommenheit ihre „Untertanen" in der schnödesten Weise drangsalierten.

Für Kunst und Wissenschaft hatten die deutschen Fürsten keinen Sinn. Selbst der aufgeklärte Friedrich von Preußen hatte von der deutschen Sprache kaum soviel Ahnung wie ein Kutscher, und die deutsche Literatur sah er mit seiner französischen Voreingenommenheit verächtlich über die Schultern an. Wenn trotzdem der eine und der andere Fürst scheinbar ein großes Interesse an der Pflege der Wissenschaft durch Errichtung von Schulen und Militärakademien bekundete, so hatte dieses Interesse recht nüchterne, reale Ursachen: die wirtschaftliche Entwickelung, die Manufakturwirtschaft, bedurfte geschulter Kräfte für die Zwecke der Leitung und Organisation der industriellen Betriebe. Daher auch der Eifer Karl Eugens, die Söhne seiner Angestellten auf seine Akademie zu bekommen und die Zöglinge selbst dauernd im Lande zu behalten.

Schiller, der sich schon als Knabe sehnsüchtig in den Beruf eines Predigers hineingeträumt hatte, mußte unter dem Drucke des Herzogs erst Jurisprudenz und später Medizin studieren. Aber dieser rauhe, nur von der fürstlichen Willkür diktierte Eingriff in seine freie Selbstbestimmung brachte den schon im Knaben schlummernden Trotz zum hellen Ausbruch. Am 20. Februar 1776, also mit kaum 16 Jahren, schrieb Schiller einem Freunde: „Solange sich mein Geist frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt — und er sollte geduldig die Fesseln tragen, die man ihm schmiedet? O Carl! Wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen als die wirkliche Welt ist! — — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich einer Strafe entgegen gehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß gemacht."

Welches war denn die Welt, die Schiller und seine Freunde statt der wirklichen im Herzen trugen? Der Schlußsatz des zitierten Briefes gibt darüber hinreichende Auskunft: „Schriften von Voltaire" haben ihm Verdruß bereitet. Aber nicht der Inhalt der Schriften, sondern weil ihn ein Aufseher bei der Lektüre der Schriften überrascht hat. Schiller las damals mit leidenschaftlichem Eifer die Schriften der Aufklärungsliteratur, die in Frankreich emporgewachsen war und nach der das geistige Deutschland mit Begierde griff. Die Rousseau, Montesquieu, Voltaire hatte Schiller im Kopf, aus ihren Schriften formte er sich die „ganz andere Welt", die er in seinem Herzen trug; und daneben begeisterten ihn die Schriften der deutschen Stürmer und Dränger, die Lessing, Klopstock, Herder.

Vom „Sturm und Drang" war der junge Schiller erfaßt worden, von jener revolutionären Bewegung, mit der sich damals Deutschland begnügen mußte, als sich in Frankreich die gewaltigste politische Entladung der neueren Zeit vollzog. Für die politische Tat war in Deutschland noch kein Boden vorhanden, die bürgerliche Klasse, die einen Kampf hätte führen können, war noch gar nicht zum Bewußtsein ihrer Kraft und ihrer Bedeutung erwacht. So flüchtete sich der sehnende Drang, das revolutionäre Pathos, die Begeisterung für Freiheit und Erlösung der Menschheit zum Gedichte, so vollzog sich die Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen durch Schöpfungen der Kunst und der Philosophie, so schufen sich die Dichter ihr eigenes Utopien, ein Reich der Freiheit in ihrer Phantasie. Es ist deshalb auch begreiflich, daß sie — wie Schiller — erschrocken zurückprallten, als die Wirklichkeit des gewaltigen politischen Ringens, wie es dann schließlich in der französischen Revolution zum Ausdruck kam, sich sogar nicht in den schönen, harmonischen Formen abwickelte, die sich die Dichter in ihren idealistischen Träumen vorher ausgemalt hatten.

Schiller wurde der kühnste und genialste der Stürmer und Dränger. Es ist schwer für uns, uns eine Vorstellung davon zu machen, welchen überwältigenden Eindruck damals Schillers „Räuber" auf die Zeitgenossen ausübten. Nie zuvor hatte die allgemeine Erbitterung der Zeit einen solchen stürmenden, leidenschaftlichen Ausdruck gefunden wie in den „Räubern", dieser furchtbaren Anklage gegen die Erbärmlichkeit der Zeit, gegen den Druck von oben, gegen die Bosheit und Verworfenheit der herrschenden Kreise. In der donnernden Rede, die Karl Moor dem Vater ins Gesicht schleudert, redet Schiller selbst als Ankläger der herrschenden Gesellschaft seiner Zeit. Als die zweite Auflage seiner „Räuber" bald nötig wurde, setzte er ihr — um die Grundtendenz des Stückes noch unzweideutiger zum Ausdruck zu bringen — als Motto einen drohenden Löwen und die Worte „In Tyrannos" (Gegen die Tyrannen!) vorauf.

Gegen die Tyrannen wettert Schiller auch in seinem zweiten Jugenddrama, in der „Verschwörung des Fiesco". Zwar enthält dieses Stück manche politische Naivetät, aber der Grundgedanke ist doch gesund und gut: die Forderung der Republik. Als der Besieger der Tyrannen sich selber anschickt, Tyrann zu werden, stößt ihn ein echterer Republikaner ins Meer. „Wirf diesen fürstlichen Purpur weg . . . Der erste Fürst war ein Mörder und führte den Purpur ein, die Flecken seiner Tat in dieser Blutfarbe zu verstecken."

Und dann folgt sein genialstes und revolutionärstes Drama, „Kabale und Liebe", bis heute an erschütternder Wirkung, an dramatischer Wucht, an glänzendem Ungestüm unübertroffen. Lessing hatte die fürstlichen Buben

und die ebenso feigen wie frechen Schranzen dieser Buben, die er auf öffentlicher Schaubühne züchtigen wollte, noch in italienische Gewänder gesteckt. Schiller nahm diese Rücksicht nicht mehr, er stellte deutsche Fürsten und Fürstenknechte auf die Bühne, um sie hier in packender dramatischer Verknotung dem Urteil der Zeit und der Geschichte zu überliefern. Leider ist dem deutschen Proletariat noch kein Dichter erstanden, der mit gleicher glühender Leidenschaft und gleichem genialen Können wie Schiller in „Kabale und Liebe" die Nöte der Zeit in dramatische Form zu zwingen vermocht hätte.

Die übrigen Dramen Schillers stehen nicht alle auf der Höhe dieses Jugenddramas, aber sie werden doch alle getragen von dem Adel der Gesinnung Schillers, von seinem Glauben an die Emporentwickelung der Menschheit, von dem Ernste seines künstlerischen Schaffens; und vor allen Dingen klingt immer in der einen oder anderen Form seine Freiheitsliebe hindurch, am offensten und rückhaltlosesten in der letzten seiner dramatischen Schöpfungen, im „Wilhelm Tell", der glänzenden poetischen Rechtfertigung des Volksaufstandes, der Revolution, „wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Last".

Bald nachdem er die letzte Feile an den Tell gelegt hatte, nahm der Tod dem Dichter die Feder aus der Hand. Arm und dürftig, wie er Zeit seines Lebens gelebt hatte, ist er gestorben. Die Armseligkeit seiner äußeren Verhältnisse ist ein Grund mehr, der die heutige Arbeiterschaft mit tiefer Sympathie für Schiller erfüllt. Aus bescheidenen Verhältnissen emporgewachsen, auf die „Wohltätigkeit" eines rohen Fürsten angewiesen, hatte er früh die Not der unterdrückten Klassen am eigenen Leibe erfahren müssen. Er ist den Druck der materiellen Sorgen nie losgeworden. Im Jahre 1784, also in der Zeit seiner besten Mannesjahre, klagt er in einem Briefe an Frau von Wolzogen: „Ich bin fast das ganze verflossene Jahr krank gewesen. Ewig nagender Gram, Ungewißheit meiner Aussichten kämpft gegen meine Wiedergenesung." Die trübseligen materiellen Verhältnisse des Dichters tragen denn auch einen großen Teil Schuld an seinem frühen Tode. Bei trübem, regnerischen Wetter, ohne Sang und Klang, ohne jedwedes Gepräge wurden seine sterblichen Reste bei Nacht der Erde übergeben.

Erst die Nachwelt ist dem großen Dichter gerecht geworden. Freilich, das Bürgertum bleibt dem Andenken Schillers je länger je mehr schuldig. Was seines Wesens besten Kern ausmacht, die leidenschaftliche Liebe zur Freiheit, hat man von jeher gern verschwiegen oder doch so sehr mit patriotischen Fahnen und Bändern verhängt, daß es kaum noch wiederzuerkennen ist. Wo aber Schiller in begreiflicher Kurzsichtigkeit einmal geirrt hat, wo er in Verkennung der tieferen Beweggründe der französischen Umwälzungen dem Schrecken und der Angst des besorgten Philisters Ausdruck verliehen hat, da verweilt die Bourgeoisie gerade heute mit breitem Behagen, da würdigt sie Schiller sogar zu einem Kronzeugen des Reichsverbandes herab.

Die deutsche Arbeiterklasse aber deckt die kleinen Irrungen Schillers mit liebevollem Verständnisse zu. Sie hält sich schadlos an dem vielen, das ihr dann noch von Schiller übrig bleibt. Sie lauscht seinen brausenden dramatischen Freiheitssymphonien; sie erquickt Herz und Hirn an dem reinen Idealismus, mit dem er für die Hebung des Menschengeschlechts gestritten hat; sie läßt sich begeistern von dem machtvollen Pathos, das die Schillerschen Verse ausströmen; sie erhebt sich wie er mit sieghafter Kraft immer aufs neue über die Gebrechen des Leibes, über die zermürbenden Widrigkeiten äußerer Not; sie glaubt mit ihm an der Freiheit Sieg; sie schaut mit ihm hoffnungsvoll in der Zukunft Land:

„Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was besserem sind wir geboren!"

Am Galgen vorbei.

Erinnerungen einer Mutter. Von S. A. Sawinkowa.

Dann kam der Verhandlungstag. Wie ein Automat tat ich alles, was nötig war: kleidete mich an, ging auf die Straße, setzte mich in die Droschke. Die Kaserne, in der das Gericht tagte, befand sich sechs Werst von der Stadt entfernt. Die Fahrt dauerte lange. Ich erinnere mich, daß das Wetter schlecht war; der Wind wirbelte den Sand auf; es war ein grauer, sonnenloser Tag; ich sah und bemerkte alles. Als ob in mir zwei Menschen lebten: ein äußerer, der sprach, ging, schaute; und ein innerer — mit einem kalten Schrecken im Herzen, mit gefrorenem Blute in den Adern, und nur mit dem einen Gedanken: die Hinrichtung! Mir war der Paragraph, auf Grund dessen man meinen Sohn angeklagt hatte, wohl bekannt, und Boris galt als das Haupt der Verschwörung, als Anstifter. . . . Der Beweis seiner Unschuld war jedoch zu jener Zeit unmöglich: Alle Tatsachen lagen höchst ungünstig für ihn. Der Protojerej Iwanow, mit dem er in dem Garten gesprochen hatte, war nicht aufzufinden. Gegen meinen Sohn sprach, daß man bei ihm einen Revolver gefunden hatte. Man sprach sogar davon, daß die dazugehörigen Kugeln zum Dumdum-System gehörten, was jedoch ein Blödsinn war und worüber mein Sohn lachte. Natürlich würden die Verteidiger während der Gerichtsverhandlung einen Experten verlangen, um zu beweisen, daß dieser Verdacht nicht stichhaltig sei. Aber die Hartnäckigkeit, mit der man die unsinnige Behauptung aufrechterhielt, zeigte, wie voreingenommen die Leute waren und das war ein trostloses Zeichen. Auch las ich in allen Gesichtern der Leute, die mit mir sprachen, denselben geheimen Gedanken, den sie peinlich vor mir zu verbergen suchten. Alles, was mich umgab, schien mir schrecklich unbedeutend im Vergleich damit, was geschehen sollte. . . .

Wir betraten die Kaserne. Eine Menge Soldaten, Offiziere, viele Geistliche und Zeugen füllten das Haus. Es war eng darin. Plötzlich vernahm man ein hysterisches Weinen. . . . Es kam von der Mutter des jungen Makarow, die soeben zur Gerichtsverhandlung erschienen war; eine einfache Frau, den Kopf mit einem Tuche bedeckt. Ihr Weinen erschütterte meine Nerven heftig; ihre Tränen waren die meinigen, ihr Leid das meinige! Niemand konnte sie so verstehen, wie ich; unsere beiden Söhne saßen auf einer und derselben Anklagebank, und uns beider wartete ein gleiches Schicksal.

Ich trat auf sie zu und umarmte sie. „Nicht weinen!" sagte ich.

Nachher wurde mir erklärt, daß es ein Fehler von mir gewesen war, die Frau Makarow anzusprechen: die Gendarmen und Richter konnten daraus den Schluß ziehen, daß ich sie auch früher gekannt hätte oder daß ich sie damit zugunsten meines Sohnes bestechen wollte. Allein, es gibt solche Augenblicke im Leben, in denen man sich über jeden Vernunftgrund, über jede Gefahr hinwegsetzt. Was kümmerte es mich in jenem Augenblick, was die Gendarmen über mich dachten?!

„Das Gericht kommt!" Alle standen auf.

Ich richtete meinen Blick zuerst auf den Vorsitzenden. Es war ein älterer Herr von vornehmem Aeußeren. Das Gesicht sehr ernst, mit dem Ausdruck des Bewußtseins der Wichtigkeit des Moments. Dann sah ich den Staatsanwalt an: er war blaß und sein Gesicht zuckte nervös; seine Augen waren nach unten gerichtet; er studierte die vor ihm liegenden Papiere. Auch die Richter sah ich mir an: ihre Gesichter zeigten sich ausdruckslos und ihre steifen Gestalten sahen Wachsfiguren ähnlich.

Im Saale waren auch einige Gendarmerieoffiziere anwesend. Mit Bleistiften in den Händen und einem Blatt Papier vor sich, saßen sie da, bereit, alles zu verzeichnen für den „Rapport" an ihre Behörde. Sämtliche Militärs erschienen in Paradeuniform mit großen Epauletten und glänzenden Achselbändern, mit Kreuzen und Orden geschmückt, als ob sie hierher gekommen wären, irgend ein freudiges Ereignis zu feiern — als ob es ein Fest wäre! Unter all' diesem Prunk nahm sich der Tisch der Verteidiger wie ein bescheidener dunkler Punkt aus. Sie kamen in einfachem Frack ohne irgendwelchen Schmuck. Man empfand aber auch ganz deutlich, daß eben sie die Kraft darstellten, daß eben sie eine Schutzwehr bildeten, an der alle bösen Vorsätze der höheren Behörde abprallen sollten, und der Umstand, daß alle Anwesenden fortwährend ihre Blicke nach jener Seite richteten, wo die Verteidiger saßen, zeigte, daß dies alle begriffen.

„Herr Offizier, führen Sie die Angeklagten herein!" sagte der Vorsitzende.

Ich wandte mich um und schaute neugierig zur Türe: etwas Blinkendes glänzte in der Ferne. Das waren die entblößten Säbel der Gendarmen, das waren die Bajonette der Soldaten, und unter ihnen bewegte sich mit elastischen Schritten mein Sohn. . . .

Mit ruhigem Gesichtsausdruck und einer Rose in der Hand ging er an mir und seiner Frau vorbei, verneigte sich leicht und lächelte uns heiter zu. . . . O Gott! wie heftig mir das Herz pochte. . . .

Der Vorsitzende General Kardinalowsky war augenscheinlich bereit, die Sache gewissenhaft zu behandeln, da er so aufmerksam jedem Worte der Angeklagten lauschte und sie genau beobachtete.

„Angeklagter, stehen Sie auf und nennen Sie laut Ihren Vor- und Zunamen und Ihren Beruf!"

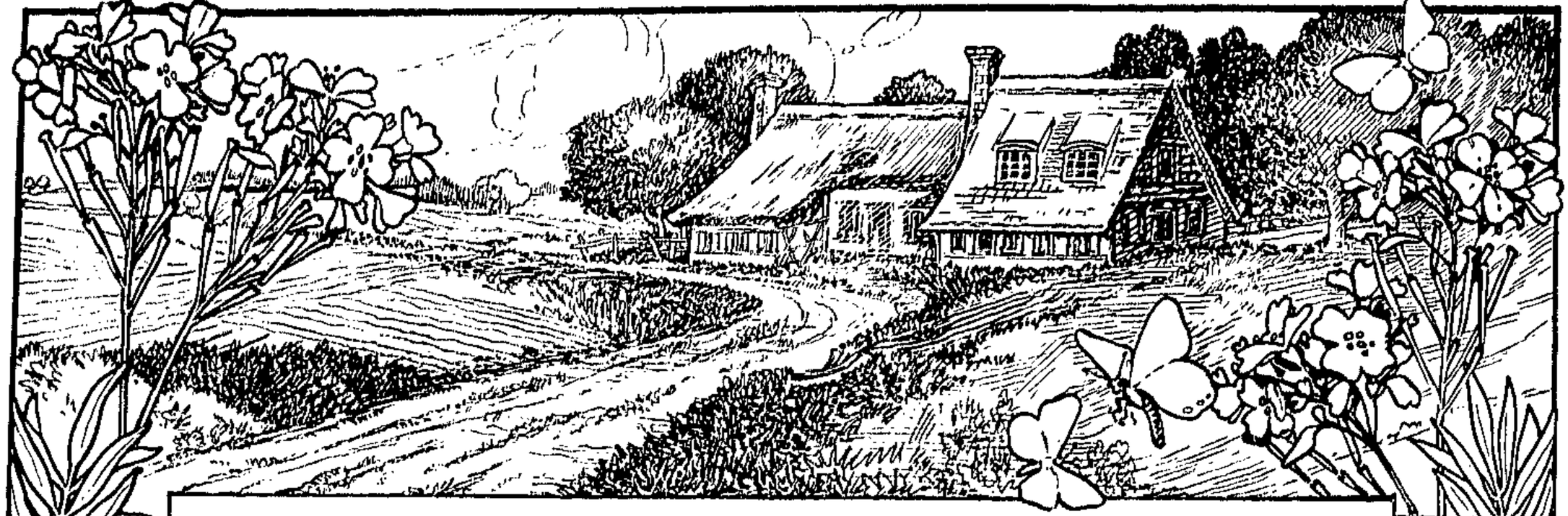
Laut und deutlich klang die Antwort: „Boris Wiktorowitsch Sawinkow, zum Erbadel des Gouvernements Petersburg gehörig."

Die Antworten der übrigen Angeklagten lauteten ebenso deutlich; keiner von ihnen war verlegen oder mutlos.

Nach der Feststellung der Personalien sämtlicher Angeklagten erhob sich der Verteidiger Falejew — ein genauer Kenner der Militärjustiz, weil er erst vor kurzem die militärjuristische Bahn verlassen hatte — und suchte die Unrichtigkeit der Ueberweisung dieser Angelegenheit an das Gericht durch den General-Gouverneur Kaulbars zu beweisen, da nach den Gesetzen des Belagerungszustandes eine Tat, die unter solchen Umständen stattgefunden, nur durch den Admiral Tschuchnin überwiesen werden durfte. Dies war unser erster Berufungseinwand.

Der Staatsanwalt lächelte boshaft dazu und bezweifelte die Zulässigkeit der Frage, wer die Sache an das Gericht zu verweisen hätte. Nach seiner Meinung sei es gleich, wer diese Sache dem Gericht überlieferte, einmal an das Gericht gelangt, müsse sie auch verhandelt werden. —

(Schluß folgt.)



Aus weiter Heide.

Gedichte von Franz Diederich.

Ins Ungewisse.

Ins Ungewisse zieht der Weg,
Spurschmal verengt von trockener Heide.
Dürr grenzt ein Graben, morsch der Steg,
Und Birk und Föhre darben beide.

Das Ohr horcht aus, kaum summt ein Ton,
Müd fragt der Blick fernaus gewendet,
Und Schritt um Schritt fühlt seine Fron
Und weiß nicht, wo die Straße endet

Verwachsener Weg.

Altdunkles Kraut und gilbendes Gras, —
Hier zog ein Weg — lang ist das her.
Die Zeit schlich weiter und vergaß,
Wer einst hier Spuren grub, tief und schwer.

Verwuchert ruht der alte Weg,
Der ganz dem struppigen Kraut verfiel.
Ein Pfahl starrt grau zermorscht und schräg -
Einst wußt und wies er wohl ein Ziel.

Nun buscht die Wildnis. Wetterflug
Hat jede Schrift vom Pfahl verspült, --
Einst war ein Ziel, in schwerem Zug
Tief durch die Einsamkeit gewühlt.

Heidewald.

In ferner Heide, stumm und alt,
Abseit verfallner Wege,
Steht hoch in grauem Traum ein Wald,
Den stört nicht Axt noch Säge.

Zur Hecke um den Wald gedrängt,
Wächst Tanne dicht zu Eichen,
Da blieb kein Spalt, er ward verhängt.
Und ließ kein Weg ein Zeichen.

Und willst du durch, die Axt nimm mit:
Störrisch Geäst muß fallen.
Und dringst du ein, raunt unterm Tritt
Tiefher ein dumpfes Hallen.

Im Walde duckt ein einzig Haus,
Grau Dach und Wand verwettert,
Die Zeit hob Tür und Fenster aus,
Kein Riß ward mehr verbrettert.

Das Haus liegt öd, ist kahl und leer.
Verlassen und vergessen,
Wie lange schon, weiß keiner mehr.
Und keiner kann's ermessen.

Nur der Wachholder, der am Haus
Vereinsamt hockt und düster,
Der wüßt es, doch wer deutet aus
Sein wisperndes Geflüster?

Was weiß der Tannen Wipfeltum
Hoch rauschend überm Dache?
Die Wurzeln kriechen nah hausum
Und halten schweigend Wache.

Kein Beil hat einen Stamm versehrt,
Kein Blitz zerbrach die Stille,
Uraltem Waldvolk spukbewehrt
Geschah getreu sein Wille.

Wohnt's noch im Holz? Was huscht durchs Moos?
Es knarrt und knackt in Zweigen,
Verborgnes Wirken löst sich los,
Dein Ohr dringt in das Schweigen.

Nun haucht es hier, nun seufzt es dort,
In tiefem Bann ein Trauern.
Im Wald klagt ein vergessnes Wort . . .
Du horchst in dunklen Schauern.

Urfernes Leben sehnt sich her,
Geheimstes zu vertrauen,
Du aber hebst das Wort nicht mehr,
Vergangne Lust zu schauen.

Im alten Haus, das stumm zerbricht,
Ist scheu ein Letzter verdorben,
Der kannte das Wort und verriet es nicht,
Und keiner hat's erworben.

Dorfabend.

Der alte Bauernhof schweigt abendmüd
Im Dämmer seiner hohen Eichen.
Nur noch im Grün der Wipfel oben glüht
Vom Tag ein goldenspätes Zeichen.

Der Tag war gut, ein guter Tag ist schwer,
Die letzten Fuder stehn geborgen,
Das breite Tor guckt schlummerdunkel her,
Stark auch im Ruhn, im Ruhn für morgen.

Stumm aus den Eichen wich das Leuchten schon,
Die Dorfuhr ruft mit treuem Munde,
Der alten Glocke läutend sichrer Ton,
Segnet mit langem Gruß die Stunde.

Erntesehnen.

Hell in Höhen glänzt die Nacht,
Ist die Flur auch sternenlos.
Was der goldne Tag vollbracht,
Träumt mit offnen Augen groß.

Alles sondert sich so klar,
Feld und Wiesen, hellgedehnt,
Fernste Aecker, wunderbar
Dunklen Heiden angelehnt.

Alle Luft lauscht atemstill,
Weit vertönt der Stundenschlag,
Erd und Himmel, alles will
Nur den Tag, den Sonnentag.

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.